



BILD DORIS FANCONI

**Die Bewahrung der Würde** von Menschen mit Demenz ist besonders wichtig, denn sie sind praktisch rund um die Uhr auf Hilfe angewiesen.

## «So ein Puff. Diese Blumen. Sauerei.»

Heute ist Weltalzheimertag. Herr Stöckli, 66, ist von der Krankheit des schleichenden Vergessens betroffen. Tag für Tag spult er im Heim Sonnweid in Wetzikon seine Kilometer ab.

Von Barbara Bürer

Jetzt gerade sitzt Herr Stöckli. Sitzt auf einem Plastikstuhl an einem Gartentisch. Die Arme über der schmalen Brust verschränkt. Den Kopf hängend. Sitzt da und wartet. Drinnen, in der Wohnküche, klappern sie mit dem Geschirr. Herr Stöckli zieht dreimal kurz den Atem ein. Es riecht nach Essen.

Am Gartentisch sitzt auch Frau T. Ihre Augen sind zu. Sie hebt, in bedächtiger Rhythmik, ihre Arme, lässt sie wieder fallen, streckt, so gut es noch geht, die krummen Finger. Die Dritte am Tisch ist Frau K. Wenn ihr Blick auf ein anderes Augenpaar trifft, lächelt sie sanft, kräuselt die Nase. Halbblaut spricht sie Zahlen vor sich hin, 64, 65, 32. Frau A. geht zum fünften Mal mit weit aufgerissenen Augen um den Tisch.

Herr Stöckli schaut auf seine Swatch. Die Zeit kann er nicht mehr ablesen. Er sagt: «In einer halben Stunde muss ich abhauen. Ihr habt das ja gesagt, dass ich das soll.» Niemand antwortet. Einen Gartentisch weiter summt Frau M. ein nächstes Lied. Und Frau B. verschiebt das Glas ihres Gegenübers wieder um ein paar Millimeter, diesmal nach links.

Suppe, Salat, Geschnetzeltes mit Bulgur. Die Kefen zu einem Häuflein zusammengeschoben, legt Herr Stöckli das Messer zwischen die Gabelzinken, beobachtet Frau T., und Frau T. fragt sofort: «Was willst du? Willst du etwas von mir?» Er antwortet: «Nein, nein, das kann ich nicht zahlen.» Sie: «Aha.» Er: «Ich muss nur reingehen. Und das Geld holen.» Sie: «Wo ist es?» Er: «Ich weiss es nicht. Wahrscheinlich in der Tour de Suisse.»

Herr Stöckli ist 66, verheiratet, hat Bauingenieurwesen studiert, war zuletzt Geschäftsführer in einer Baufirma. Vor gut fünf Jahren ist seiner Frau aufgefallen, dass er auf einer Fahrt, die sie immer wieder machten, die Karte hervornahm und begann, die Orte darin zu studieren. Dass er der Steuererklärung plötzlich «Kraut und Rüben» beilegte. Dass er immer mehr vergass. Vor drei Jahren wurde bei ihm Alzheimer diagnostiziert. Ende Juni dieses Jahres kam er in die Sonnweid. Dieses private Heim in Wetzikon bietet 150 Menschen mit Demenz Wohn- und Lebensraum. Betreut werden sie von 220 Mitarbeitenden. Die sind überall anzutreffen. Helfen, reden, beschwichtigen, trösten. Tun dies mit viel Respekt.

Herr Stöckli, schlank und sportlich, ist rastlos, einer, der fast nur läuft. Pro Tag ist er bis zu 15 Kilometer unterwegs. Seine Wege sind innerhalb des Areals begrenzt: Er geht durch Korridore, steigt Treppen hinauf und hinunter, marschiert von Haus A zu Haus B zu Haus C, spaziert über Kieswege und Wiesen im weit angelegten Garten, rüttelt an der verschlossenen Tür, hinter der ein Weg hinauf zur Strasse führt.

Während Frau K. weiterhin Zahlen aufsagt und darum noch immer im Salat herumstochert, hat Frau T. die Augen wieder geschlossen, sodass Herr Stöckli sagt: «Die soll doch ins Bett!» Frau T. kontert: «Was hast du gesagt?» Er: «Wir gehen nach Krummenau.» Sie: «Wieso?» Er: «Zum Skifahren.» Sie: «Dort regnets doch.» Er: «Ich gehe jetzt auf Lausanne.» Steht auf, schiebt den Plastikstuhl an den Gartentisch, wird aber abgelenkt, weil Frau B., am Tisch nebenan, ihr Glas auf die Serviette von Frau M. stellt und gleichzeitig schreit: «Was fällt Ihnen ein, mir mein Glas wegzunehmen!» Herr Stöckli geht.

Als Frau Stöckli ihren Mann in die Sonnweid brachte, blieb er zuerst eine Nacht, dann zwei Nächte, dann drei, danach blieb er fix. Sie hätte ihn zu Hause in einem Zimmer einschliessen müssen, weil er jeden Schrank ausräumen, weil er davonlaufen wollte. In der Sonnweid gibt es das Tag-/Nacht-Angebot: eine An- und Eingewöhnungsphase. Beginnend mit minimal acht Stunden, endend bei 84 Stunden am Stück. In dieser Zeit wird abgeklärt, welche Betreuungs- und Wohnform für den demenzkranken Menschen die beste ist. Und die Angehörigen finden Verschnaufpausen, aber auch Raum, sich langsam an einen Abschied zu gewöhnen.

Herr Stöckli steht an der Glastür im Haus B. Er macht sie auf, drückt sie zu. Schüttelt den Kopf. Macht sie wieder auf.

Misst mit den Händen die Fläche ab. Sucht etwas. Zählt Klinke, Schlüsselloch, Lichtschalter zusammen, «macht 78, die huere Schlüssel!» Dreht sich um, befiehlt «komm jetzt!»

«Komm, wir gehen zum Auto. Dann sehen wir die Büsis auf der Wiese!» Er lacht. Er sieht jung aus. Wenn man ihn fragt, wie alt er sei, sagt er: «Ich habe eine Zahl: 1440. Das hättest du nicht gedacht.» Geht weiter bis zu den Steinen, die an der Hausmauer liegen. Die muss er nun wegtransportieren, jeden einzelnen zur nächsten Tür tragen, dort schichtet er sie auf, immer zwei auf zwei, murmelt: «So geht das nicht», nimmt sie, Stück für Stück, in die Hand, macht die Tür auf und legt sie dort in Reih und Glied. «Also von mir aus gesehen, ist das gut.» Später, als er hier wieder vorbeikommt, seufzt er: «So ein Puff. Diese Blumen. Sauerei.»

Im Gras findet er einen Socken. Er hebt ihn auf, sagt, den Blick auf die Finger gerichtet: «Hast du meine Zehen gesehen? Die tun so weh.» Die Gelenke sind geschwollen. Er untersucht den Socken, buchstabiert den aufgenähten Namen (Wolfgang): «WUU-R-DEE-GANG.» Stopft den Socken in seine Jeanstasche.

Unter einem Bambusdach im Garten sitzen drei Ehepaare, von denen die Männer an Alzheimer leiden. Herr Stöckli schaut und schaut in die Leere, und jetzt löffelt eine Frau ihrem Mann Schwarzwälder Kirschtorte in den Mund. Eine andere schiebt ihre Hand in den Hemdsärmel des Partners und drückt dessen Arm.

Herr Stöckli ist weitergegangen. Man findet ihn in einem Raum mit einem grossen Tisch und einem Sofa. Er hat sein T-Shirt ausgezogen, ist jetzt daran, es über die Rückenlehne des Ledersofas zu legen, wo es aber herunterrutscht. Das macht ihn verrückt. Er flucht. Klemmt es in den Spalt zwischen Sitzfläche und Rückenlehne. So.

Dann sieht er den gewaschenen Berg von riesigen Esslätzchen. Nimmt eines, streicht es flach, legt es auf den Tisch, das nächste daneben, das übernächste, merkt, dass nicht alle Lätzchen Platz haben, faltet sie darum, will den Druckknopf am Halsbündel zusammenpressen. Es geht nicht. «Tammi, Sterne, Hueresiech!»

Aber er gibt nicht auf. Bis es geht. Nun liegen die Esslätzchen überall. Also legt er sich die, die übrig bleiben, halt an. Und geht mit drei Lätzchen am Hals davon.

Auf dem Korridor trifft er Herrn G. Herr G. sagt, eigentlich wohne er in Rüti. Eigentlich sei er glücklich dort. Dort sei seine Frau, aber die sei in Zürich am Posten, und darum sei er hier. Darum mache er mit Herrn Stöckli ein paar Runden. Obwohl ihn die Beine schmerzen. Er mache diese Runden «ringsherum», sagt Herr G., weils so schneller wieder Abend werde. Eigentlich sei das schon «himmeltraurig».

Herr Stöckli fragt Herrn G.: «Wo willst du durch? Diesen Weg da? Oder willst du mit dem Auto?» Herr G. sagt: «Du entscheidest. Du bist von da.» Herr Stöckli sagt: «Aber ich weiss nicht, ob die Firma noch gut ist.» Herr G. sagt: «Ich bin nicht in einer Firma. Ich bin in der AHV.» Herr Stöckli sagt: «Aha. Sauglatte Chäib!»

Sie gehen ringsherum. Herr Stöckli vorneweg, schnell, rufend, «chunnsch äntli», Herr G. hinkend hinter ihm her. Und die weisshaarige Frau in der grünen Bluse, die auch seit Stunden geht, kreuzt sie. Herr Stöckli sagt: «Guten Morgen.» Und kommt, zum x-ten Mal an diesem Tag, am herausgeputzten Herrn mit Hut vorbei, der pfeifend auf und ab geht; an jener Frau, die alle wegschiebt, weil sie den Korridor mit ihren Schritten vermessen muss; an jenen, die regungslos, mit offenem Mund, auf ihren Stühlen dämmern; an jenen, die zeichnen, die singen, die in Tierbüchern blättern; an der Frau, die auf dem Bett liegt und immer «Schwester» ruft – was Herrn Stöckli fragen lässt: «Ruft die eigentlich Hitler?»

Dann endlich setzt sich Herr Stöckli. Sein Haar klebt hinten feucht am Hals. Er nimmt den Notizblock der Reporterin. Blättert. Sagt: «37 Jahre und nichts.» Nimmt den Filzstift. Fragt: «Was soll ich schreiben?» – «Schreiben Sie Ihren Namen.» – «Zuerst muss ich doch die Adresse schreiben. Also, was soll ich schreiben?» – «(Ihren Namen.)» – «Nein, die Adresse!» Er schreibt also «ADRESSE». Dann «HANS + STÖCKLI» (obwohl er nicht Hans heisst). «Und jetzt?» – «Schreiben Sie: Lieber Herr Stöckli.» – «Ich soll lieber Herr Stöckli?» – «Ja.» Und so schreibt er jetzt langsam, in gedruckten Buchstaben, einen Satz nach Diktat. Danach strahlt er. «Noch etwas schreiben?» – «Ende. Oder fertig.» Er setzt den Stift nochmals an: «FERTIG». Lacht. Und gibt die Hand. – Alles Gute, Herr Stöckli.

Weiterer Beitrag auf Seite 36

### LESER FRAGEN

PETER SCHNEIDER ANTWORTET



### Krankheit

Mir scheint, ich hätte einen Fehlschluss in Bezug auf (körperliche) Krankheit und Seele «entdeckt». Oft ist es ja so, abgesehen von Beinbrüchen, allergischen Reaktionen auf Bienenstiche o. ä., dass Krankheiten mit seelischen Problemen oder «Verschiebungen» in Verbindung gebracht werden, was eigentlich einen positiven Effekt hat, weil man den Menschen, der leidet, «ganz» ernst nimmt. Aber darin liegt eben genau der Kurzschluss: Weil jemand an seiner Krankheit oft auch «seelisch» leidet, wird daraus der falsche Schluss gezogen, dass dieselbige auch seelische Ursachen hat bzw. haben könnte. Aus dem eigentlich Positiven kann ein Strudel entstehen, dem sich der arme Kranke nicht mehr entziehen kann. C. M.

Liebe Frau M.

Wahrscheinlich wollen Sie von mir mehr hören als nur, dass ich Ihnen zustimme.

Nun denn: Ich glaube, in dem, was Sie beschreiben, steckt sogar noch ein weiterer Kurzschluss, welcher das «Verhältnis» von Körperlichem und Seelischem betrifft. Körper und Seele sind keine Dinge von gleicher logischer Ordnung – wie etwa Tische einerseits und Stühle andererseits –, sondern beschreiben zwei irreduzible Aspekte des Menschen. Um es mit einem sehr simplen Vergleich auszudrücken: Ein Geldschein besteht aus Papier, und er hat einen bestimmten Wert. In welcher Beziehung stehen Papier und Wert zueinander? Etwa in einer kausalen?

Und wenn dem nicht so ist, bedeutet dann die Tatsache, dass Wert und Papier einer Banknote zwei Aspekte eines Ganzen (nämlich der Banknote) sind, dass diese Ganzheit auf einem Zusammenhang ganz besonderer (womöglich feinstofflicher) Art beruht? (Ein anderes Beispiel: Wird die Bedeutung eines Wortes durch die Anordnung seiner Buchstaben «verursacht»? Das Rätsel der «Beziehung» von Körper und Seele scheint mir das Produkt dessen zu sein, was Wittgenstein eine «Verhexung durch die Sprache» oder Ryle eine «Kategorienverwechslung» nennt: Daraus, dass unsere Seele eine körperliche ist und unser Körper beseelt, folgt nichts sonderlich Geheimnisvolles, sondern nur, dass wir weder körperlose Geistwesen noch unbeseelte Steinbrocken sind.

Mit dem Begriff «seelische Ursache» kann also sinnvollerweise nur ein Aspekt in der Beschreibung einer Krankheit hervorgehoben, nicht aber ein Kausalzusammenhang behauptet werden.

Ausserdem steckt in der Rede von der (nahezu allgegenwärtigen) seelischen Verursachung von Krankheiten eine paradoxe Entwertung des Seelischen. Man tut so, als habe man mit dem Hinweis auf die Seele zugleich den Beweis in der Hand, dass eine Krankheit zwar ärgerlich, aber im Grunde völlig unnötig sei.

Man stellt die Krankheit ganz ins Belieben desjenigen, der sich (aus seelischen Gründen) weigert, gesund zu werden. Nichts gegen Ratschläge, mit welchen Mittelchen man vielleicht wieder gesund werden kann. Doch in diesen oftmals aufdringlichen Tipps steckt häufig zugleich die Drohung, man werde sich vorbehalten, im Falle hartnäckiger Obstruktion des Kranken (eine Psychotherapie zu beginnen, das Medikament XY zu schlucken, den Homöopathen zu konsultieren, den Arzt zu wechseln etc.) das Mitleid einzustellen und ab irgendwann zu behaupten, der Kranke sei selber schuld.

### Haben Sie Fragen?

Der Psychoanalytiker Peter Schneider beantwortet jeden Donnerstag ausgewählte Fragen zum Alltag, zur Lebensgestaltung und zu gesellschaftlichen Tendenzen. Die Redaktion freut sich über Ihre Zuschriften (es können allerdings leider nicht alle eingesandten Fragen beantwortet werden):

Tages-Anzeiger  
Redaktion Gesellschaft  
Postfach  
8021 Zürich

gesellschaft@tages-anzeiger.ch

### «Es schneit in meinem Kopf»

Herr Stöckli darf im gerontopsychiatrischen Krankenhaus Sonnweid in Wetzikon so sein, wie er ist: rastlos, verwirrt, kindlich-kindisch, glücklich, traurig, lieb und zornig. Das Therapiekonzept des Heims ist, den hier stationär lebenden Menschen, erkrankt an Demenz oder Alzheimer, eine individuelle Betreuung anzubieten. Seit 1986 ist das private Heim in Betrieb; vor acht Jahren wurde zusätzlich die Stiftung Sonnweid gegründet. Sie macht sich zur Aufgabe, den öffentlichen Diskurs über Demenz und Alzheimer zu fördern. Auf ihre Anregung und mit ihrer Unterstützung entstand das Buch «Es schneit in meinem Kopf»: 10 Autorinnen und Autoren – Peter Stamm, Arno Geiger, Judith

Kuckart, Ulrike Draesner, Ruth Schweikert, Erwin Koch, Inka Parei, Silvio Huonder, Urs Faes, Martin Beglinger – machen sich «Gedanken über den Verlust des Denkens und versuchen, dem Prozess des schleichenden Vergessens mit literarischen Mitteln beizukommen», wie dies die Herausgeberin Klara Obermüller umschreibt.

Klara Obermüller (Hrsg.): *Es schneit in meinem Kopf. Erzählungen über Alzheimer und Demenz.* Nagel & Kimche, Zürich 2006. Fr. 32,50.

Heute Abend, 19.30 Uhr: *Buchvernissage mit Podium und Lesung im Hotel Widder, Rennweg 7, 8001 Zürich; Eintritt frei.*